Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 7 (1955)

Heft: 6

Artikel: Little Kidnappers : ein Film für solche, die Freude an den kleinen Dingen haben

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-962599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS WORT DES THEOLOGEN

Little Kidnappers

Ein Film für solche, die Freude an den kleinen Dingen haben

RL. Es ist eine Freude, diesen Edelstein unter den Filmen anzeigen zu dürfen, eine kleine Kostbarkeit, die uns die Engländer beschert haben. Große Probleme stehen keine zur Diskussion; es sind die Dinge des täglichen Lebens, wie sie sich einer Farmersfamilie in Kanada stellen, die der Beschauer miterlebt: der Streit um einen Hügel; schmerzliche Gegensätze zwischen Schottisch-Kanadiern und Deutsch-Kanadiern, und dazu die Wunderwelt der Kinder. Zwei Buben sind denn auch die Träger der Hauptrollen, Waisenknaben, die auf die Farm der Großeltern kommen, um hier auferzogen zu werden: ein herrliches, unverbildetes Brüderpaar. Man muß sie beide ins Herz schließen, Davy mit seinen Schalkaugen (er wurde aus 3000 Kindern einer Nursery-School in Aberdeen ausgewählt) und den stolzen, herben Harry, dem wir bereits im Film «Hunted» begegnet sind. Philip Leacock, der Regisseur, führt sie so subtil, daß man von Führung überhaupt nichts mehr spürt. Die Welt der Kinder, ihr Wünschen und Sehnen, das den Erwachsenen oft so töricht zu sein scheint, ist ähnlich gut wie in «Jeux interdits» getroffen. Auch hier kommt es zum verbotenen Spiel. Weil die Buben keinen Hund zum Spielgefährten bekommen, «rauben» sie ein kleines Baby, das von seiner Schwester unbewacht im Wald zurückgelassen worden ist. Sie verbergen es in ihrer Hütte, bringen ihm Ziegenmilch und spielen mit ihm. Das Idyll findet seinen jähen Unterbruch; die Erwachsenen kommen dahinter und stellen Harry als Kidnapper unter Anklage.

Wenn auch der Film thematisch nicht so linear durchgeführt ist wie eine Bachsche Fuge, mag man ihn doch nicht schulmeisterlichen Tones deswegen abwerten. Es ist ein Gemälde wohltuend dadurch, daß nicht überall Zweck und Absicht durch die Ritzen blicken. Der Film erfrischt das Herz durch seine Natürlichkeit; er bewegt das Herz, ohne rührselig zu sein. Ein Kritiker hat es beklagt, daß die Natur hier weitgehend Kulisse und nicht in das Ganze hineinverwoben worden sei. Wir müssen gestehen: wir lieben es so. Gewiß, neue Einfälle finden sich kaum. Aber was tut's? Ueber allem spielt eine leise Güte. Selbst der harte Großvater, der sein Haus mit puritanischer Strenge unter die Herrschaft Gottes zwingt, wird nicht verzeichnet. Und wenn er den Buben schließlich doch noch unter persönlichen Opfern den Hund kauft, wissen wir alle, daß der Geist des Evangeliums sein Herz berührt hat. Auch verträgt man das Happy-End diesmal sehr gut, wahrscheinlich darum, weil gar nichts von Menschen erzwungen ist. Die Gnade des Evangeliums spricht das letzte Wort.

Wer Freude an den kleinen Dingen des Lebens hat, möge sich diese Geschichte, die so gar nicht anspruchsvoll sein will, ansehen. Er wird innerlich bereichert und in seinem Herzen erquickt nach Hause gehen.

STAAT UND KIRCHE

Soll die Kirche Politik treiben?

ZS. Zahlreiche Leute, und besonders die Nur-Politiker, werden dies mit Schrecken von sich weisen. Aber daß die Dinge nicht so einfach liegen, hat Christofer Morris in der ausgezeichneten Sendereihe «Staat und Kirche» im britischen Rundspruch, von der hier in der letzten Nummer bereits die Rede war, überzeugend ausgeführt.

Nach ihm hat das christliche Denken über politische Angelegenheiten immer zwischen zwei biblischen Stellen geschwankt, nämlich dem Paulus-Wort, daß auch die obrigkeitliche Gewalt von Gott stamme, und dem des Petrus, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Meist haben die Kirchen mehr auf Paulus abgestellt. Aber für was haben wir die Kirche als Institution, als um uns daran zu erinnern, daß es noch einen andern König gibt als Cäsar, daß wir nicht von Brot allein leben?

Morris ist sich klar, daß die Menschen Sünder sind und Zwang nötig ist, um sie zur Ordnung anzuhalten, daß Anarchie eine wenig erfreuliche Möglichkeit darstellt. Im Prinzip tue die Kirche deshalb gut, eine staatliche Ordnung anzuerkennen. Aber sie dürfe nie vergessen, daß Macht korrumpiere und Regierungen und Verwaltungen ebenfalls schwer sündigen könnten. Es ist sogar zweifelhaft, ob es Menschen gibt, die gut genug zum Regieren sind. Morris glaubt, daß die meisten Menschen ohne Traditionen und Gebräuche verloren seien, und daß mit diesen nicht leichtfertig verfahren werden soll, weil das nur Aufregung und Verwirrung bringen würde. Aber Traditionen und Gebräuche könnten oft auch sehr schlecht sein. Die Folter war ein Brauch und Sklaverei Tradition. Scheußlich, daß die Kirchen etwa 1900 Jahre brauchten, um die christlichen Nationen endlich dazu zu bringen, die Sklaverei aufzuheben.

Für eine politisierende Kirche wäre es gefährlicher, zu gewinnen, als im Parteienkampf zu unterliegen. Macht korrumpiert, und sie geriete immer in Versuchung, Andersdenkende zu verfolgen. Doch es gibt noch subtilere Gefahren. Die Kirchenmänner können so leichtherzig vorgehen wie die Politiker. Sie könnten ebenso leicht Grundsätze verlassen und alle Arten von Listen und Kompromisse verwenden. Das traf z. B. bei der römischen Kirche zu, wie Morris ausführte, die bereit war, den Anti-Semitismus von Hitlers anti-katholischer Regierung anzugreifen, aber keinen Protest gegen den Antisemitismus der katholischen polnischen Vorkriegs-Regierung erhob.

Die kirchlichen Politiker können aber für die Politik auch zu gut sein. Vor allem zu unschuldig und naiv. Sie können leicht zu Geprellten werden. Es ist dies nicht notwendig so; die größten Staatsmänner des Mittelalters waren Kirchenmänner. Es ist auch nicht gesagt, daß moralische Integrität immer Hand in Hand mit politischer Unfähigkeit geht. Lincoln war sehr fähig, ebenso Gandhi, vielleicht der subtilste, gewandteste Politiker des Jahrhunderts. Moral kann sehr wirksam sein; selbst die brutalsten Diktatoren geben sich immer Mühe, ihre moralische Richtigkeit zu beweisen.

Aber die Kirche hat nicht das Recht, den einzelnen, für das Recht sich schlagenden Kämpfer einfach seinem Schicksal zu überlassen. Gegen eine schlechte Verwaltung muß dieser oft eine Franc-tireur-Taktik auf eigene Faust betreiben. Die Kirche hat aber die Möglichkeit, ihn zum Teil einer organisierten, disziplinierten Truppe zu machen. Und wenn er mit andern Christen zusammen marschieren kann, wird er erfolgreicher sein. Die Kirche darf sich gegen solche Glieder nicht einfach abseits stellen.

Und dann muß die Kirche den Staat daran hindern, sich stets auf die Moral zu berufen. Der Staat braucht Gewalt, er zwingt. Und erzwungene Moral ist keine Moral. Um moralisch zu sein, muß man frei sein. Ihre Enge, Aengstlichkeit und Kritikasterei sollte die Kirche deshalb fahren lassen, aber auch die betonte Bescheidenheit und Demut, so oft nur versteckter Hochmut. Auch Gehorsam kann eine schwere Sünde sein. Unbedingt gehorchen zu wollen, ist noch schlimmer als die Gier, zu befehlen.

Und dann gibt es in der Politik keine echte Neutralität, hinter die sich naive oder listige Kirchenmänner so gern verschanzen. Z. B. die Partei von Reformern nicht zu ergreifen, heißt oft nichts anderes, als sich gegen sie zu stellen. Und einfach den Staat gewähren zu lassen, nichts anderes, als den gegenwärtigen status quo aufrecht zu erhalten, sich auf die Seite der Habenden gegen die Nicht-Habenden zu schlagen, mit den Satten gegen die Unzufriedenen, mit den Mächtigen gegen die Schwachen. Und wie manche von den Kirchen hofierte Regierung kam nur durch Verbrechen und Gewissenlosigkeit in ihr Amt! Darf man eine solche trotzdem stützen und gewähren lassen?

Aber die Kirche muß mit dem Staat ihren Kompromiß machen. Sie hat längst erkannt, daß viele Menschen nicht zum vollen christlichen Leben berufen sind. Es muß auch Soldaten und Geschäftsleute geben. Sie hat aber die soziale Frage arg vernachlässigt, da gibt es keine Entschuldigung, dafür aber z. B. für eine bestimmte Sexualmoral gekämpft, was sicher weniger bedeutsam war.

Würde die Kirche in die Politik gehen, so würde sie sich an mehr als einem Ort äußerst unbeliebt machen. Als Erzbischof Temple 1926 seine Vermittlerdienste im großen Kohlenstreik anbot, wurde er von Baldwin gefragt, ob er es lieben würde, wenn die Gewerkschaften das Glaubensbekenntnis revidieren würden. Es würde aber gar nichts schaden, wenn die Pfarrer etwas mehr in die Welt kämen, wenn ihre Häuser etwas weniger ehrfurchtsvoll und scheu betrachtet würden. Wenn sie etwas weniger Angst vor der Beschuldigung hätten: «Du bist nicht Cäsars Freund.» Denn auch Unvolkstümlichkeit kann moralische Kräfte geben. Mehr als die bloße allgemeine Respektabilität, wie sie die Pfarrer heute genießen. Und schließlich hat der Staat die kirchlichen Parteien auch nötig.

Das Radio, eine Erfindung des Teufels?

RL. Man würde es vielleicht erwarten, daß ein Theologe das Radio als Erfindung des Teufels bezeichnet. Niemand nähme so etwas allzu tragisch. Mit einem Lächeln würde man zur Tagesordnung übergehen und sich in seiner Ruhe nicht stören lassen. Wenn nun aber ein bekannter Radioschaffender selber diesen Ausspruch tut, vergeht das Lächeln. Man merkt auf und ist geneigt, solch ein Bekenntnis ernst zu nehmen.

Ernst Schnabel, Schriftsteller und verantwortlicher Mitarbeiter am Hamburger Rundfunk hat in seinem öffentlichen Vortrag im Studio Bern in einer trefflichen Analyse der modernen Zeit die Gefahren aufgezeigt, die der Rundfunk in sich trägt. Das Radio, so sagte er, vermittelt uns billig, unermüdlich und unerschöpflich Zeitvertreib. Das aber sind gerade die Kennzeichen des Teufels: billig, unermüdlich und unerschöpflich. Auf diese Weise gelingt es ihm, den Menschen zum Objekt zu entwürdigen. Das Radio bewirkt die Selbstauslöschung der Persönlichkeit. Es nivelliert das Niveau seiner Hörer. Es neutralisiert die Erlebniskraft der Menschen. Man müßte wieder dazu kommen, verantwortlich Rundfunkt zu hören. Dies aber ist anstrengend und erfordert vom Hörer jedesmal eine entschiedene Handlung. Er muß darauf verzichten, zu Beethovens Neunter die Zeitung zu lesen oder einen Pullover zu stricken.

Gibt es überhaupt eine Hilfe, die die Not und Krisis des Radios — und das ist doch letzlich die Not und Krisis unserer Zeit — zu wenden vermöchte? Ernst Schnabel meint, der Hörer sollte fasziniert werden können; man müßte ihn zu einem Mithören veranlassen, das einem aktiven Tun gleich käme. Radio darf unterhalten; aber Radio muß das Gespräch von Mensch zu Mensch wieder beleben. Es hat Gesprächspartner zu werden. Es soll den Menschen an den Menschen heranführen, ihn aus seiner Isolation herausholen, um ihm Mut zu machen zu einer furchtlosen und unabhängigen persönlichen Existenz.

Schnabel nannte als vorbildliche Sendung den Versuch, durch Gespräche mit lebendigen und aufrichtigen Persönlichkeiten beim Hörer das Wissen um das Geheimnis der menschlichen Person zu wecken. Der nivellierte Hörer soll so an die Vielschichtigkeit und an die verborgenen Möglichkeiten seiner eigenen Person erinnert werden.

In diesem Zusammenhang brauchte Schnabel mehrere Male die Wendung vom «magischen Hören» in der Meinung, daß es dadurch gelinge, die Not und Krisis des modernen Menschen zu überwinden und aus dem «Instrument des Teufels» doch noch ein Gran Gutheit herauszuholen. Als Protestanten müssen wir aber bekennen, daß uns diese Formel nicht so recht einleuchten will. Wir sind und bleiben mißtrauisch, nicht nur bezüglich der schwarzen, sondern auch gegenüber jeglicher «schnabulierender» Magie.